

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1909)

Artikel: Das Problem der Geschichte : ein Versuch
Autor: Fischer, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS PROBLEM DER GESCHICHTE

EIN VERSUCH

Was sind Gefühle, Meinungen? was sind Werke? Produkte des Wandels, Abfälle von Entwicklungen. Ich bin ein anderer in jeder Stunde, und lächelnd, ironisch denk ich meinen jetzigen Zustand schon als einen vergangenen, wiege mich schon in einem zukünftigen. Wozu sich erregen! Wir sind der Augenblick, wir sind nur Tänzer über dem Nichts, schwebende Funken, die bald verlöschen.

Ein anderes: dass wir allem Vergangenen heute so nahe stehen, näher als irgend eine andere Zeit, dass es unsere Speise ist, dass es in uns übermächtig ist, dass es Gefahr wird. Wir geben uns allzu vielem hin; wir suchen alles, was nicht wir sind. Es ist oft, als müssten wir uns gegen die Toten wehren. Wir zerreiben uns sonst; unser Schöpferisches erlischt; wir zerflattern; wir werden ganz weich.

Darf man es aussprechen? Wir leiden an der Geschichte. Die historische Wissenschaft, die Auffassung alles Erscheinens als eines Historischen hat die Geister der Menschen seit mehr als einem Jahrhundert erobert, beherrscht und ganz durchdrungen. Man möchte sagen, die Form des Erkennens selber sei die historische geworden. Entwicklung ist das grosse Wort der Zeit; dass alles sich wandelt, wissen wir allzu gut. Und so scheint es, als hätte für uns nichts mehr Dauer, als wäre für uns nichts mehr ein Unbedingtes. Als könnten wir uns selber kaum mehr wie Feste und Bleibende sehen, könnten uns selber nicht mehr ernst nehmen. Das war nicht immer so — ich fürchte, es ist eine Krankheit.

Die Geschichte, indem sie alle Erscheinungen nach ihrem Ursprung, nach ihren Ursachen, ihrem Werden zerfasert, ist etwas Auflösendes. Sie kommt an kein Ende; sie ist in sich fruchtlos. Je mehr sie an Macht gewann, je mehr sie in sich selber sich durchbildete, um so mehr hat sie die Kraft verloren, noch Bilder zusammenzuschliessen, noch grosse umfassende Ideen zu geben. Sie ist destruktiv geworden; vielleicht ist sie ihrer Natur nach destruktiv. Was kann sie uns nützen? Unsere Kultur scheint sich

heute in einer ganz bestimmten Richtung zu bewegen, die ich allgemein andeuten möchte. Sie strebt — es sei mir erlaubt, es vielfach zu sagen, wie der Regenbogen in vielfachen Farben schillert —, sie strebt vom Subjektiven zum Objektiven, vom Individuellen zum Typischen, vom Naturalismus zum Stil, von der Analyse zur Synthese, von der Willkür zum Gesetz, vom Wandelbaren zum Bleibenden und vom Mannigfaltigen zum Einen. Die Bewegung der Geschichte läuft entgegengesetzt; müssten wir uns nicht von ihr befreien?

Alle Erkenntnis ist eine Erkenntnis von Relationen. Wir sehen fast nur noch die Relationen zu einem Vorangehenden, zu einem Folgenden. Gibt es nicht andere? und sind wir nicht endlich müde, nur immer jene zu sehen? Ja, leidet die Geschichte nicht in sich selbst an einem Widerspruch, an einer inneren Unmöglichkeit?

Dies alles bewegt mich, und darauf suche ich eine Antwort. Ich will nicht von der Berechtigung oder Bedeutung der bisherigen Geschichtschreibung reden, sondern von der historischen Auffassung im allgemeinen. Klarheit suche ich, nicht über eine Methode, sondern über die Möglichkeit, über die Grenzen, über die Form des historischen Erkennens. Ich will vom Nutzen und Wert der Historie nicht für das Leben, sondern für die Erkenntnis handeln. Gewiss, wir können die Geschichte nicht aus unserem Denken ausschalten, das Vergangene nicht von uns fernhalten. Eine so ungeheure Erscheinung wie die historische Anschauung wird nicht von heute auf morgen beiseite geworfen; sie ist überhaupt nicht beiseite zu werfen. Allein es fragt sich, ob die Geschichte, so wie sie geworden ist, noch nützlich sein kann, ob sich nicht neue fruchtbarere Möglichkeiten öffnen lassen, zu dem Vergangenen zu dringen. Es fragt sich und es muss sich zeigen, ob die Geschichte nicht an sich selber leidet, ob sie nicht aus sich selber zu heilen ist, ob sie nicht in sich selber noch einen neuen Weg und eine ungeahnte Offenbarung noch verbirgt.

Die Geschichtschreibung vom alten Wasser, in ihrem Kern eine politische Geschichtschreibung, scheint heute wirklich dem Erlöschen nahe. Andere Kräfte, andere Strebungen scheinen wirklich heraufzukommen. Man spricht sehr viel von Kulturgeschichte. Es scheint mir aber, dass dies alles noch sehr unklar, noch sehr

unkonsequent ist, und als hätte man das Wesentliche einer Wandlung, die sich erst unbestimmt andeutet, noch nicht erkannt. Vielleicht ist es möglich, auch hierüber zur Klarheit zu kommen.

I.

Geschichte ist die Wissenschaft vom Gewesenen. Sie will ein Wahrsehen der Vergangenheit; sie will die Feststellung und Erklärung der historischen Tatsachen.

Allein — ist die Geschichte auch sicher eine Wissenschaft? Kann sie wirklich eine objektive Erkenntnis vermitteln? Man kennt Schopenhauers drastischen Vergleich, wie von Grund aus die Geschichte infiziert sei mit Lüge. Die Skeptiker sagen: die Geschichte ist auch heute noch, was sie von ihren Anfängen an war; sie ist eine Kunst. Sie ist ein dichterisches Heraufbeschwören des Vergangenen und sein Gestalten zum gegenwärtigen Bilde. Hass und Liebe sind ihre Schöpfer; sie ist ein Spruch des Richters; sie ist ein Schmählid des Feindes; sie ist der Traum und die Klage des Sehnsüchtigen. Sie ist der Triumph des Heute, das alles Gestrige mit Netzen fängt, damit es gebunden hinter dem Wagen folge. Sie ist ein Maskenspiel: das Gewesene ziehen wir Lebendigen uns über den Leib wie Prunkkleider im Schauspiel. Einsicht — Einsicht ist sie nicht.

Die Skeptiker sagen, die guten Historiker seien nichts anderes als verkappte Dichter: die Empfindlichen gegen ein wahrgenommenes Grosses, die allzu Ehrfürchtigen vor dem Wirklichen, die Zweifelsüchtigen an der Kraft der Zeit und der eigenen Berufung. Sie seien nur Poeten einer neuen Form, die statt zu erfinden an ein Wirkliches ganz sich klammern und dem Toten ihren Geist und ihre Seele leihen, die das Bedürfnis hätten des Verknüpfens, des Erklärens, des Verstehens und Wiederschöpfens — darum nicht weniger Poeten.

Ist eine objektive Erkenntnis des Vergangenen möglich? So wenig wie ich alles in der Gegenwart Bestehende und Geschehende auch nur in einem kleinen Kreise zu kennen vermag, so wenig, noch viel weniger kann ich von einem Vergangenen, das Gegenstand meines Interesses ist, alles, was ich müsste, erfahren. Gesetzt aber, ich wüsste es; um es zu beurteilen, um es darzustellen,

müsste ich das eine als wesentlich, das andere als unbedeutend scheiden. Selbst wo ich alles kenne, ist meine Wertung für die Erkenntnis notwendig subjektiv, subjektiv meine Schlussfolgerung. Wie sollte nun eine wirkliche Feststellung und Beurteilung von Dingen möglich sein, von denen selbst nur die wenigsten sichtbar und überhaupt zugänglich sind? Wie kann die Geschichte also wahr, wie könnte eine objektive historische Erkenntnis möglich sein?

Das Ziel der Geschichte ist Objektivität; sie mag es erreichen oder nicht. Sie mag Kunst sein; wir reden hier nur von ihr, insofern sie Erkenntnis ist. Die Geschichte hat den Willen der Erkenntnis. Sie ist insofern objektiv, als sie die phantastische Willkür des Subjekts an den ausser ihm bestehenden Gegenstand bindet, insofern sie den Willen hat, objektiv zu sein. Sie ist es nicht im Sinne von wahr, aber im Sinne von wahrhaftig. Sie hat das Streben der Aufrichtigkeit. Jener Einwand ist gegen die Möglichkeit alles Erkennens gerichtet, ein dialektischer Einwand, eben darum ein falscher Einwand.

Die Geschichte ist uns ein Feld und ein Werkzeug des Erkennens. Jenes erste allgemeine Bedenken gegen die Möglichkeit der Geschichte kann ich ablehnen; allein wichtiger scheint mir nun ein anderer innerer Zweifel an dem Verfahren der Geschichte. Sie kann Tatsachen feststellen. Kann sie auch Tatsachen, kann sie die historischen Erscheinungen erklären? Sie versucht die Erklärung, indem sie ihr Herkommen, ihr Entstehen, ihre Entwicklung nachweist. Sie möchte die Erscheinungen aus ihrer Bedingtheit und ihren Bedingungen begreifen, und sie erklärt das Werden aus der Wandlung. Alles ist ihr Werden und Wandlung; alles ist ihr Saat und Ernte. Die historische Methode ist nichts anderes als der Versuch einer Kausalerklärung.

Ist die kausale Erklärung einer historischen Erscheinung möglich? Eine jede hat hundert Ursachen, tausend Bedingungen, hunderttausend Voraussetzungen. Es ist unmöglich, alle diese zu erfassen. Alles was geschieht hat Wirkung und Weiterwirkung, die sich in Kreisen verbreiten. Wenn ich dies überlege, wie soll ich aus dem ungeheuren Wirbel mich retten? Ich kann wohl einzelne Bedingungen, einzelne Voraussetzungen aufweisen; allein die unendliche Bedingtheit auch nur einer einzigen kleinen Wirklichkeit zu verstehen ist mir immer unmöglich und damit ihre

genetische Erklärung. Und selbst wenn ich diese erreicht hätte, so hätte ich damit noch immer nichts anderes als die Bedingtheit des einen einzelnen Falls begriffen. Und wenn ich alle und alle Bedingtheiten begriffen hätte, ich fände nur am Ende das Geheimnis des Geschehens, die treibende, die wahrhafte und letzte Ursache am Ende noch immer unerklärt.

Die kausale Erklärung an sich ist unmöglich. Jede Ursache hat wieder eine Ursache, und so kommt man immer einmal an die tote Stelle. Die Empirie hört auf und die Metaphysik beginnt. Die Geschichte ist notwendig eine empirische Wissenschaft. So hätte ich also zu viel von ihr verlangt, indem ich bei ihr ein Begreifen suchte, das ausser ihrer Sphäre liegt? In Wahrheit ist das nicht mein Fehler. In Wahrheit gibt es keine empirische Wissenschaft; denn jede, auch die es nicht will, arbeitet mit metaphysischen Voraussetzungen und metaphysischen Absichten. Wo man ein Geistiges, eine Ursache, eine Verknüpfung sucht, wo man begreifen und erklären will, da fängt auch das Metaphysische an.

Man hat früher daran nicht gedacht oder nicht gezweifelt. Die ältere Geschichtschreibung pflegte die einzelnen Handlungen psychologisch aus einem supponierten Charakter und gegebenen Umständen zu erklären; sie pflegte die Weltereignisse und -Erscheinungen im grossen, den allgemeinen Charakter einer Zeit und den Lauf von Entwicklungen unter wenige herzugebrachte Begriffe zusammenzufassen. Ihre Methode war eine divinatorisch-poetische; in den letzten fünfzig Jahren hat man versucht, sie zur wissenschaftlich exakten auszubilden. Man sah ein, dass eine Synthese nach von aussen herangebrachten Begriffen notwendig etwas Willkürliches und Bodenloses sein müsse, und man strebte nun aus der Geschichte selber heraus zu neuen Allgemeinbegriffen, zu einer neuen Synthese zu kommen. Man ist dabei immer mehr in die Analyse hineingeraten. Man verlor nicht nur die Fähigkeit zur Synthese, man gelangte auch nahe an die Einsicht, dass auf dem eingeschlagenen Weg eine Synthese an sich gar nicht mehr möglich war. Man sah die unendliche Bedingtheit des Geschehens und jeder historischen Erscheinung ein; man suchte Bedingungen und immer neue Bedingungen auf, grub immer tiefer, immer feineren Wurzeln nach, wurde sich immer deutlicher bewusst, wie dennoch jede Erklärung aus den Bedingungen selbst nur eine

bedingte, teilweise, problematische und im Grunde unmöglich war. Es blieb notwendig nur noch die eine Möglichkeit: Material und immer neues Material zusammenhäufen und sich der Schlüsse enthalten. Die Geschichte wird Urkundenpublikation, Urkundenkritik. Es kommt aber ebenso notwendig die Frage: was sollen wir dann noch mit dem unendlich aufgehäuften Stoff? was soll uns noch die Geschichte?

Wir brauchen eine Synthese. Was aber soll uns die ungeheure Fülle des erforschten Geschehens, der erforschten Erscheinungen anders ergeben als die Einsicht eines Gesetzlichen, das in ihnen waltet? Die Geschichte hat uns ein solches Gesetzliches bisher nicht aufstellen können. Es kann weder in der Kausalität liegen noch in der Tatsache der steten Wandlung — beide sind fruchtlos. Da man doch einmal das Bedürfnis nach Resultaten empfand, so hat man freilich nach sogenannten Entwicklungsgesetzen, die Vorsichtigeren nach Entwicklungstendenzen gefragt. Allein das ist nichts als schlechte Mystik: der Wechsel hat in sich selber kein Gesetz. Das Gesetzliche, das ist offenbar, muss in den Dingen selber liegen. Also wäre es ein Ausserhistorisches, also könnte uns die Geschichte zu seiner Erkenntnis nichts mehr helfen, also müssten wir die Geschichte aufgeben?

II.

Wir müssten die Geschichte als für die Erkenntnis weiterhin fruchtlos aufgeben. Ist sie darum gänzlich fruchtlos gewesen? Sollen wir darum etwa gänzlich zu jenen Anschauungen zurück, die man vor der Ausbildung des historischen Denkens vom Geschehen und von den Dingen hatte? Wir könnten es gar nicht; denn die Geschichte hat uns Erfahrungen gegeben, die sich nicht mehr verlieren, die uns, ich möchte sagen, ins Blut übergegangen sind. Bevor wir weiter gehen: welches sind diese Erfahrungen? welches sind die Lehren der Geschichte?

Frühere unhistorisch denkende Menschen bedachten sich nicht, vergangene Zeiten und Ereignisse ganz wie gegenwärtige zu behandeln, aus ihnen warnende oder entflammende Vorbilder zu nehmen, sich mit den Toten und die Toten mit sich ohne Rest zu identifizieren. Wir empfinden heute vor allem unser

Anderssein, die Kluft, die uns von dem Gewesenen scheidet; wir wissen nur zu gut, wie sehr mit der Zeit die Dinge, die Menschen und alles sich wandelt. Und wir haben dies aus der Geschichte gelernt: dass nichts sich wiederholt; dass alles sich ändert. Dass es kein Unbedingtes gibt; dass jede Erscheinung von vorausgehenden Erscheinungen bedingt ist; dass eine jede wieder andere Erscheinungen bedingt und beeinflusst.

Es sind dies negative Einsichten; man kann sie in dem einen Begriff der Entwicklung zusammenfassen. Allein dies Wort hat etwas Zweideutiges und kann zu Missverständnissen verleiten. Es bezeichnet ursprünglich diesen Vorgang: dass aus einem kleinen keimhaften Anfang nach Art der Pflanze ein Grosses und Mächtiges aufwächst, das dann wieder der Notwendigkeit des Verfalls unterliegt. Man kann so in gewisser Weise den Begriff des Fortschritts, der Vervollkommnung verbinden, so lange man nämlich nur die einzelne Erscheinung für sich und in ihrem Aufsteigen ansieht. Sobald man aber eine Gesamtheit gleichzeitiger Erscheinungen betrachtet wie einen Wald mit jungen und alten Bäumen, so kann nur von ewiger Wandlung und Wechsel die Rede sein, ja wenn man tiefer sieht, von einem ewigen Gleichsein. Von Entwicklung sollte darum eigentlich nur im individuellen Sinn gesprochen werden als von dem Emporkommen und Verfall der einzelnen historischen Erscheinung; ja ein und dasselbe Stadium einer Erscheinung kann unter dem einen Aspekt einem Aufblühen und unter dem andern einem Verfaulen gleich sein. Im allgemeinen sei darum nur von einem Gesetze der Wandlung und von dem Gesetz der historischen Bedingtheit geredet. Diese Gesetze kannten jene früheren Menschen noch nicht.

Und doch möchte man fragen, ob sie nicht weniger klug, doch tiefer blickten als wir. Ob sie nicht in einem sicheren Gefühl besser gingen, wenn sie über dem Wald die Bäume und wenn sie die Kleider über dem Menschen vergassen? Wenn sie überall ein Dauerndes und Ewiges und Wesenhaftes suchten? Ich habe vorher mit Absicht das Wort Erscheinung gewählt; es ist nicht nur das allgemeinste; es scheint mir auch den Kern der Frage zu treffen. Die Geschichte kann uns eine Erscheinung zeigen. Sie kann uns auch das Drum und Dran, das Gelegentliche, das Zeitliche der Erscheinung erklären, kann uns

nachweisen, wie sie, warum sie so erscheint. Zur Erkenntnis dessen, was mehr ist als augenblicklich und zeitlich, dessen, was erscheint, kann sie nichts helfen. Denn das Wesentliche und Wesenhafte der historischen Erscheinung ist nicht das Historische.

Alles ändert sich. Und doch ist es uns oft, als änderten nur die Oberflächen sich in einem ewigen Wellenspiel, das was sich mit den Augen sehen und mit dem Weltverstande begreifen lässt, und als wären darunter und darüber unfassbare andere Dinge, die dauernd und ewig nur die gleichen wären.

Die Geschichte ist die Lehre von der Gebundenheit in allem Geschehen. Man könnte meinen, sie sei eine prophylaktische Einsicht, damit wir uns nicht überheben. Wir sehen in ihr den Menschen tätig, ja schöpferisch, und im gleichen Augenblick sein Handeln und sein Fühlen und Denken selber, die Voraussetzung seines Handelns, als ein durchaus bedingtes. Die Art seiner Bedingtheit will nun die Geschichte ermitteln, und nicht nur seiner praktischen Bedingtheit durch die umgebenden und bestehenden Wirklichkeiten. Der menschliche Geist — eine Glut, die in immer neue Formen sich giesst, eine ewige Kraft, die nach immer neuer Wirkung und Äusserung treibt, viel wunderbarer als alle Naturstoffe und Naturkräfte, da er sich selbst bestimmend selber seine Formen schafft und wieder zerstört und wieder neue sich bildet — auch er erscheint nur bedingt und kann nicht unbedingt sich äussern. Die Geschichte sucht seine Modifikationen; sie ist die Lehre von den Modifikationen. Die eine individuelle Modifikation ist die Person, der Charakter. Dazu treten dann zwei allgemeine Modifikationen: die eine, örtliche und nationale, durch Boden und Blut bestimmt. Klima, Landschaft, Milieu, Umgebung auf der einen, Volk, Stamm, Kaste, Familie auf der andern Seite sind in ihr wirksam. Sie bezieht sich wie jene erste spezielle auf die Anlage; sie ist virtuell und von der Zeit gewissermassen unabhängig. Und zu ihr tritt dann jene andere, die sich in der Äusserung und Tätigkeit selbst als bedingend erweist, und in ihr spricht die Macht der Zeit sich aus. Der Geist ist in ihr gebunden; nicht wie ein Proteus kann er nach Willkür und spielend seine Gestalten tauschen. Er ist wie Wasserströme, die mit Notwendigkeit in die gebahnten Bette sich werfen, nicht nach Wahl und nicht auf einen Wurf ihre Wege wechselnd. Er ist nicht

unbedingt schöpferisch; er ist in der Möglichkeit seiner Expansion gebunden an die schon bestehenden Formen — ich meine hier jede Form, in der er sich äussert — jede neue Form und Gestaltung wird nicht aus sich geschaffen; sondern nur als eine Modifikation schon gewesener Formen. Auch die Phantasie flattert nicht weit hinaus über das Bekannte. Neue Bedürfnisse, neue Erfüllungen sind doch nie ganz neu. Eines fliesst immer aus dem anderen. Ich möchte dies in einem besonderen Sinne die historische Bedingtheit nennen; dass wir sie einsehen, das scheint mir die wahre historische Einsicht. Jene drei Modifikationen der historischen Erscheinungen hat uns die Geschichte erst deutlich vor Augen gestellt; sie immer schärfer zu fixieren, scheint mir bis jetzt ihre vorzüglichste Aufgabe. Und doch, was sie hier erreichen kann, am Ende bleiben es immer nur negative, nur unfruchtbare Einsichten.

III.

Ich glaube aber, die Geschichte kann mehr sein als eine Wissenschaft von den Bedingtheiten. Die Tatsache der historischen Bedingtheit kennen wir zur Genüge. Jene Modifikationen aber, von denen ich sprach, nur immer genauer und schärfer aufzuzeichnen, das könnte uns nur immer mehr und weiter ins Einzelne, Kleine führen, könnte nur wieder zersetzen statt aufzubauen. Wir aber verlangen nach einem Gesetz, nach einer Synthese, nach den fruchtbaren allgemeinen Wahrheiten, die uns die Geschichte noch geben kann. Wir suchen in ihr einen Weg zur Erkenntnis vom Wesen, vom Geschehen und von den Kräften, einen Weg, der uns über das Empirische hinaus zum Allgemeinen und Metaphysischen einen neuen Zugang öffne.

Ich denke, dass Handeln und Schaffen des Menschen für uns den wesentlichen Inhalt der Geschichte bilden. Wir empfinden vielleicht schon hierin anders als frühere Zeiten. Das Produktive im Menschen, wie er sich äussert und sich betätigt, das interessiert uns; ob die Äusserung nun eine scheinbar vorübergehende ist oder sich zum bleibenden Werk verdichtet — sie hat irgendwie für uns Wert und Wirkung und Bedeutung. Er zeige sich schöpferisch, und dieses Schöpferische ist uns das Wunderbare, das

wir begreifen möchten. Wir möchten es in der Geschichte begreifen, und die Geschichte lehrt uns seine Bedingtheit verstehen. Und indem wir nun hier ein einzelnes Handeln, ein einzelnes Schaffen zu verstehen suchen, indem wir Bedingungen über Bedingungen aufspüren, so entrinnt es uns auch schon wieder und wird ein Unbegreifliches, von soviel Einzelem, von Momentanem, Persönlichem und wieder Allgemeinem; von Örtlichem, Zeitlichem und dergleichen erscheint es bestimmt. Und eben hier ist es, wo ich meine, dass die Geschichte einen neuen Weg einschlagen müsste. Sie müsste jene Bedingungen nicht mehr, wie sie es bisher fast durchweg getan hat, als individuelle Bedingungen als den einzelnen Fall bestimmend, aus diesem und für diesen aufsuchen, sondern als allgemeine Bedingungen, als allgemein wirksame und vielen individuellen Fällen gemeinsame aufsuchen. Sie würde damit aus einer Wissenschaft von Einzeltatsachen und individuellen Erscheinungen eine Wissenschaft von den allgemeinen Erscheinungen, das heisst derer die vielen einzelnen gemeinsam, in vielen sich als bestimmend oder wirksam kundgeben. Es sind diese teilweise, wo sie nämlich zu einer Formel verdichtet sind, schon empirisch greifbar, teilweise aber, wo dies nicht der Fall ist, erst durch eine Abstraktion zu ermitteln, das heisst ihre Formel ist erst festzustellen. Sobald diese nun der Hauptgegenstand der Geschichte werden, so ändert sich auch die Methode und die Absicht der Geschichte. Ihre Frage wird eine andere. Wenn die konkrete Einzelercheinung tausend Ursachen, tausend Determinanten hat und darum unbegreiflich bleibt, so sind die allgemeinen Erscheinungen als beschränkt determinierte, abstrakte, allgemeine in sich begründet und darum erklärbar. Es wird bald klarer sein, wie ich das meine.

Die allgemeinen Erscheinungen sind nicht einmal hier oder dort, sondern sie erscheinen hier und dort und diesmal und jenesmal. Ich kann sie als Wirkung und als wirksame fassen; sie sind beides. Am fassbarsten werden sie mir, wo sie Gebilde geworden, als Gebilde gleichsam Körper, mehr oder weniger Körper gewonnen haben. Eine Kaste, eine Zunft, ein Recht, ein Staat, eine Mode, ein Stil, eine Methode, ein Denksystem, eine Gefühlsrichtung, eine Kultur, vielleicht sogar ein Charakter — diese zähle ich zu den allgemeinen Gebilden, oder um ein anderes

Wort zu nehmen, das auch ihre aktive Seite begreift und sie als lebendig und wechselnd fasst: zu den Bildungen. Man wird leicht einsehen, inwiefern sie, die ich nannte, mehr oder weniger Körper gewonnen haben, mehr oder weniger repräsentativ und greifbar geworden sind. Sie sind nicht ein Einzelnes und darum nicht empirisch zu begreifen; sie sind in dem Einzelnen. Sie sind auch an sich nicht historisch; aber sie können historisch gefasst werden. Ich nehme sie als bedingend und wirkend, und so werden sie sich mir offenbaren. Ich nehme sie als Wirkungen und geschaffen, und so suche ich ihre Erklärung.

Nach den Bildungen und Gebilden hat bisher die Historie wenig gefragt; sie hat fast nur im allgemeinen von ihnen geschwätzt. Jakob Burckhardt weist auf sie, wenn er die Weltgeschichte nach den Verhältnissen zwischen Staat, Kultur und Religion betrachtet, wenn er eine Geschichte nach Aufgaben verlangt. Die moderne Kunstgeschichte allein hat sie fixiert, und seltsamerweise nur erst bei den bildenden Künsten: sie hat zuerst in der Geschichte den Begriff des typischen Beispiels; sie hat den Begriff des Stils festgestellt. Dieser Begriff ist wichtig, gerade in seiner Vieldeutigkeit wichtig. Er kann ebenso gut unhistorisch — nach der Aufgabe und nach dem Material, nach Ort und Volk — wie historisch — nach Zeit und Menschen — begriffen werden. Der Stil ist nicht; er offenbart sich; er ist nicht erklärt, wenn ich sein Herkommen aus einem andern Stil nachweise; er lässt nicht eine direkte Kausalbegründung zu, sondern erscheint hier und dort und überall als ein bestimmtes Kunstwollen, das in einer bestimmten Kunstform seinen Ausdruck und sein Gesetz sich schafft. Er ist nicht historisch und nicht empirisch; er erscheint nur historisch und empirisch; er setzt zu seiner Erklärung Dinge voraus, die mehr als historisch und empirisch sein müssen. Und das gleiche lässt sich von allen Allgemeingebilden sagen.

Wenn wir sie erklären wollen, werden wir auf ein Schöpferisch-Wirksames hingewiesen, das in ihnen sich tätig zeigt. Wir reden dann von Kräften, und von Kräften wird immer dann zu reden sein, wenn man nach den Ursachen eines Gebildes fragt. Man kann sie schlechterdings auf nichts anderes zurückführen. Der Begriff der Kraft ersetzt hier den Begriff der Ursache. Er ist geheimnisvoller, aber auch tiefer und reicher und fruchtbarer

als dieser. Wir dürfen ihn nicht missbrauchen — das wird unsere Erziehung zur Geschichte und durch die Geschichte uns lehren. Wir dürfen ihn auch nicht zu eng fassen: auch ein Bedürfnis ist eine Kraft, indem es schöpferisch wird. Beidemale wird die Begierde schöpferisch, ob ich sie männlich oder weiblich fasse. Die Kraft, das Bedürfnis, die Begierde schaffen das Gebilde; freilich sie sind dunkel, unbewusst, ich kann sie nur nennen, sie nicht verstehen.

Ein anderes kann ich verstehen: das ist der vernunftgewordene Wille, die Absicht, der Zweck des Gebildes — sein Sinn. Auf der anderen Seite aber die Bedingungen der Verwirklichung, wenn ich diese so allgemein wie möglich, das heisst an sich bestehend nehme, gleichsam der Stoff des Gebildes. Beide zusammen ergeben das Gesetz der Bildung, ergeben die Form. Sie ist wie der Kristall, wie die klare, bewusste Blüte, die sich aus dunklen, unbegreiflichen Drängen wie ihre Lösung entfaltet. Sie ist wie in den Naturerscheinungen so auch in den Geschichtsercheinungen: das Gesetz der Bildung. Wenn ich bisher von allgemeinen Erscheinungen und Bildungen und Gebilden sprach, so suchte ich nichts anderes zu fassen als die Formen. Die Kaste, die Zunft, das Recht, den Staat, die Mode, den Stil, die Methode, das Denksystem, die Gefühlsrichtung, die Kultur und selbst den Charakter — ich nehme sie nun als Formen. Sie sind als solche in sich selber ruhend, unbedingte, notwendig und ewig.

Die Formen zu suchen als den Ausdruck wechselnder Bedürfnisse, wechselnder Kräfte, wechselnder Absichten, wechselnder Stoffe und Möglichkeiten, die Formen, in denen der Mensch empfindet und denkt und handelt, die Formen, die er empfindet und denkt und schafft — das wäre mir die Aufgabe der Geschichte. Und freilich, es wäre viel mehr als Geschichte. Denn, wo man nach ihnen fragt, da erscheint unter dem Historischen, zeitlich Bedingten sogleich das Bleibende, immer Seiende, seien es Bedingtheiten oder Absichten oder Bedürfnisse oder Kräfte, sie erscheinen als ewig. Die Formen selber werden zu ewigen, die nur zeitlich erscheinen: Die Gebilde sehen wir, aber die Formen suchen wir. Die Geschichte wird uns scheiden lehren, was dauernd und was vorübergehend ist, das Unbedingte vom Bedingten, das Bleibende vom Wechselnden. Sie wird nicht mehr nach Tatsachen, sondern nach Gebilden fragen, nicht mehr nach Ursachen,

sondern nach Kräften, statt einer Wissenschaft von den Wandlungen wird sie ein Wissen um die Formen sein.

Ich weiss sehr wohl, ich verkünde damit etwas, das nicht von heute auf morgen und das vielleicht nie ganz Wirklichkeit werden kann. Aber eine Möglichkeit, ein Ideal möchte ich zeigen, nach dem wir streben müssen. Ich glaube, dass uns dieser Weg aus der Stagnation und der fruchtlosen Skepsis herausführen kann, in die wir mit der Geschichte und durch die Geschichte geraten sind. Eine jede Macht wird nur durch sich selbst überwunden: ich glaube, dass wir auf diesem Weg die Geschichte in der Geschichte überwinden. Aus der historischen Form der Erkenntnis bildet sich mit Notwendigkeit eine neue. Ich meine, es sei diese, von der ich sprach.

IV.

Es scheint mir gut, hier am Ende noch eine Betrachtung anzuschliessen, die von der Wertung handelt. Denn ich glaube, es hat sich hierin nur jene Wandlung schon vollzogen, die sich in der wissenschaftlichen Behandlung der Vergangenheit erst deutlich vollziehen soll, und das wäre nur die beste Bestätigung alles dessen, was ich sagte. Ich glaube, dass wir hier unbewusst in unserm Gefühl schon jenes Urteil besitzen, das nur zur Bewusstheit auszubilden und logisch zur Bewusstheit auszubilden noch übrig bleibt. Die historische Anschauung ist schon überwunden in unserer Wertung.

Es ist vielleicht der Ursprung aller Wissenschaft: das Bedürfnis, Werte aufzustellen. Auch die Geschichte schloss zunächst noch eine Wertung der Vergangenheit in sich. Indem sie aber immermehr die Relativität aller Erscheinungen einsah, musste sie auch auf eine absolute Wertung dieser Erscheinungen verzichten. Indem man alles als bedingt erkannte, mussten auch alle Wertungen als bedingt und damit als nichtig erscheinen. Die Geschichte wirkte auch hier zersetzend, sie machte skeptisch, sie wurde durch sich selber die Negation jeder Wertung. Dies mochte bei Meinungen und Handlungen sich durchführen lassen und in der Theorie unbestreitbar sein, bei den Gebildeten liess sich der Verzicht auf die Wertung nicht aufrecht halten. Und hier bewies es

sich, dass es immanente bleibende Werte gibt. Wenn sich die Moral aufzulösen schien, so blieb die Ästhetik bestehen, sie änderte nur den Anblick. Ich wähle auch hier das Beispiel vom Kunstwerk als dem interessantesten der menschlichen Gebilde.

Noch vor hundert Jahren fragte man, ob es den Gesetzen der Schönheit entspreche. Die Geschichte lehrte dann, dass es keine absoluten Schönheitsregeln gebe. Man pflegte darauf von den Blüteperioden der Kunst, von der besten Zeit eines Meisters zu sprechen, allein auch hier musste man einsehen, dass diese Betrachtung nur von einer Übertragung der alten absoluten Ästhetik in die Geschichte herrühre, und dass eine sogenannte Verfallszeit oder die sogenannten primitiven Schöpfungen von anderen Gesichtspunkten betrachtet ebenso bedeutende Erfüllungen ästhetischer Bedürfnisse bieten, ebenso reine Werte enthalten können wie jene. Man wird heute nur noch in einem sehr beschränkten Sinne von Höhepunkten der Entwicklung reden: im grossen gesehen gibt es Höhepunkte so wenig wie einen Fortschritt. Heute pflegt man ein Kunstwerk danach einzuschätzen, wie weit es „Stil“ hat. Stil nicht im Sinne einer künstlichen Stilisierung, sondern im Sinn der Frage, ob es rein durch sich wirkt, in seiner Art, mit seinen Mitteln und nach seinen Wirkungsbedingungen wirkt. Es muss ihm selber sein Gesetz sein, das heisst seine Form ist ihm sein Gesetz. Seine Form erscheint um so reiner in ihm, je grösser die gestaltende Kraft ist, die nach ihr drängt, je klarer ihr Ziel erkannt ist, je weniger Fremdes anhaftet, je organischer das Ganze, je reiner die Wirkung ist. Und damit wären wir wieder bei den Formen angelangt.

Frühere Menschen kannten immer nur eine Form, die ihnen die gültige und einzige war. Für uns gibt es eine grosse Zahl und eine unbegrenzte Möglichkeit von Formen, als Formen unbedingt und alle absolut, da sie in sich selber ihre Bedingungen haben, eine jede ein Gesetz und eine Notwendigkeit. Diese Formen sind uns die Werte. Das einzelne Werk und jedes Gebilde aber ist um so wertvoller, je mehr es in sich selber deutlich seine Notwendigkeit trägt, je reiner und stärker es durch sich selber als seine eigene Form wirkt. Wir fassen den Begriff der Formen, so wie er oben gefasst worden ist, und wir haben damit eine neue Wertung. Wir haben damit sogar eine Moral,

wenn wir das Leben selber als die Auswirkung einer individuellen Veranlagung, als die Gestaltung des Charakters zur Form betrachten. Denn so ist alles, was ich bin, meine Tugend, und alles, was ich nicht bin, meine Sünde.

Die Geschichte hat uns die Skepsis gelehrt. Auf dem neuen Wege aber finden wir Freude und Mut aufs neue. Es ist gewiss, wir sind durch sie viel bewusster geworden; aber wenn wir leben und wirken möchten, so kann unser Leben und Wirken uns nun nicht mehr als wertlos erscheinen. Es hat in sich selber sein Recht, und was wir suchen, ist unsere Form. Die Geschichte hat uns gelehrt, was war; aber indem wir es verschlungen haben und es auch schon satt haben, so wissen wir auch, dass wir anders sind, dass wir andere Kräfte und andere Bedürfnisse haben als die Toten; wir sind hungrig und durstig nach Neuem, Unserem. Der Drang, es zu schaffen, und die Bereitwilligkeit, es anzunehmen, sind viel grösser als in allen vergangenen Zeiten. Eine Unzufriedenheit, ein Fieber kommt über den Menschen nach dem Nie-Erlebten, Nie-Empfundenen, das doch sein ist.

ROM

OTTO FISCHER



NATIONALITÉ

Le problème de la *culture suisse* (traduction imparfaite de „schweizerische Kultur“) est à l'ordre du jour. Les réponses les plus diverses ont déjà été émises. Quelques-uns ont déclaré cette culture suisse peu désirable ou sont allés jusqu'à en nier la possibilité; j'ose au contraire, avec d'autres, en affirmer la nécessité absolue; je crois que l'avenir même de notre patrie en dépend.

La critique des différentes opinions remplirait à elle seule un numéro de cette revue; je préfère m'en tenir à un exposé positif, de manière à amener la discussion sur un terrain nouveau¹⁾.

¹⁾ Je donne ici quelques renseignements bibliographiques, forcément incomplets:

Seippel, Paul: La Suisse au XIX^e siècle. Tome III (Payot, 1901), le dernier chapitre, intitulé: „Coup d'œil d'ensemble“ que devraient lire tous ceux qui attribuent à M. Seippel des idées étroites qui ne sont pas les siennes.